

Zum Thema Inklusion

Leserbrief von Dieter Futschik an die Lebenshilfe

Das Ideologienprojekt Inklusion und die AfD

Eines der ersten Dinge, die er machen werde, wenn er zum Ministerpräsidenten des Landes Thüringen gewählt wäre, ist das Ideologienprojekt der Inklusion zu beenden.

Für Eltern eines behinderten Kindes ist das eine schwerwiegende Bedrohung. Abgesehen davon, dass ein solches Vorhaben sehr wahrscheinlich verfassungswidrig wäre, muss man doch fragen, was mit einer solchen Ansage gemeint ist und was sie in der Konsequenz für die Betroffenen bedeuten würde.

Unser Sohn und sein Werdegang

Unser Sohn ist jetzt fast 40 Jahre alt. Er ist ein Autist und er spricht nicht. Sein Behindertenausweis weist einen Behindertengrad von 100% aus und die Berechtigung zur Mitnahme einer Begleitperson. Als Kind besuchte er einen Sonderschulkindergarten und wurde mit sechs Jahren in eine

Sonderschule eingeschult. Durch engagiertes Training der Lehrer an dieser Schule gelang es ihm, hier lesen und schreiben zu lernen, so dass man dort an der Schule der Meinung war, er könne besser an einer Regelschule weiter unterrichtet werden.

Inklusion als Begriff gab es damals schon, wurde aber nicht wirklich gelebt. Man verstand darunter gelegentliche Besuche behinderter Kinder an einer Regelschule. So gab es Anfangs noch harte Auseinandersetzungen bezüglich der Kostenübernahme für die notwendige Schulbegleitung mit dem zuständigen Landratsamt. Letztendlich konnte eine Einigung erzielt werden und unser Sohn konnte ab der fünften Klasse eine Regelschule, eine Realschule nahe unseres Wohnortes besuchen.

Von einigen sehr ehrgeizigen Eltern gab es Anfangs noch gewisse Vorbehalte. Sie befürchteten, dass die Anwesenheit eines Behinderten in der Klasse das allgemeine Leistungsniveau senken und damit die Entwicklung ihrer vermeintlich hochbegabten Kinder beeinträchtigen könnte. Doch diese Vorbehalte konnten durch die gelebte Praxis schnell ausgeräumt werden. Im Gegenteil. Durch unseren Sohn konnte die Klasse ihr emphatisches Niveau deutlich steigern. So beurteilten es das Lehrpersonal, die Schüler und Schülerinnen und auch die Mehrzahl der Eltern. Fähigkeiten, die kaum in den offiziellen Lehrplänen erscheinen und

doch in der beruflichen Welt von heute und morgen immer wichtiger werden. Für einige seiner Mitschülerinnen lieferte seine Anwesenheit sogar das Motiv für eine Berufswahl in einem entsprechenden Bereich. Nach bestandener mittlerer Reife ging er auf das Gymnasium und schloss diese Schule mit dem Abitur ab.

Alles das wäre nicht möglich gewesen ohne das grosse Engagement der Lehrerinnen und Lehrer, der Schulbegleiterinnen und auch seiner Schulkameradinnen und Schulkameraden. Am Ende gab es hier nur Gewinner.

Inklusion ist aber nach wie vor anstrengend und noch lange nicht kann man mit dem bis jetzt Erreichten zufrieden sein. Immer noch existieren grosse Widerstände und manchmal schier unlösbar erscheinende strukturelle Probleme. Es reicht nicht, ein paar Behinderte in eine Klasse zu stecken, ohne dafür die sachlichen und vor allem auch personellen Voraussetzungen zu schaffen.

So begann unser Sohn nach dem Abitur ein Studium an der Universität Stuttgart. Auch hier hatte er eine Begleiterin. Dort war man gerade dabei, die Diplomstudiengänge in ein Bachelor-System zu überführen, also von 8 Semestern auf 6 Semester zu wechseln. Das führte zu einer grossen Verdichtung des Lernstoffs und war selbst für „normale“ Studierende nur

schwer oder auch gar nicht zu schaffen. Man kann hier auch nicht von Inklusion reden, denn an der Hochschule lernt jeder für sich allein. So etwas wie einen Support durch eine Gemeinschaft gibt es nicht. So brach er das Studium nach vier Semestern ab. Heute arbeitet er in einer Werkstatt der Diakonie Stetten.

Sind wir gescheitert?

Spätestens jetzt wird Mancher kritisch einwenden, dass das alles ja dann von keinem Erfolg gekrönt war. Letztlich ist es ja nicht gelungen unseren Sohn in ein normales Arbeitsleben, in einen seiner formalen Ausbildung entsprechenden Beruf zu integrieren. Das ist richtig, aber es wäre auch eine sehr eindimensionale Betrachtung der Ziele von Inklusion. Wir haben uns vielleicht ein bisschen zu sehr daran gewöhnt, Bildung zu utilitaristisch zu betrachten. Der Beitrag, den Bildung für die Persönlichkeitsentwicklung bereitstellt, wird häufig etwas unterschlagen. Aber gerade hier ist der Beitrag für Behinderte enorm.

Für einen Autisten ist das sich Gewöhnen an so etwas wie normale Welt eine der grössten Herausforderungen überhaupt. Deswegen ist ein Umfeld, das Inklusion ermöglicht, für ihn essentiell. Ohne Hilfestellung geht es aber nicht. Unser Sohn hat viel gelernt, vor allem sich der Welt ohne Angst zuzuwenden und er kommt trotz aller Probleme in der Welt

und in seinem Umfeld gut damit zurecht. Eine ganz grosse Errungenschaft ist, dass er keinerlei Medikamente zur Stress- oder Angstbewältigung benötigt. Das ist im Behindertenbereich leider immer noch sehr gebräuchlich. Dass er das nicht braucht, ist etwas, das ohne den Weg, den er gehen konnte, fast nicht vorstellbar ist. Wir können ihn immer überall hin mitnehmen. Wir haben mit ihm viele Länder auf der Welt bereist, wir gehen sehr gerne mit ihm in Restaurants und überall war und ist er dabei. Wir verstecken ihn nicht und wir freuen uns, wenn er sich freut an schönen Orten, an gutem Essen und am Zusammensein mit uns, seinen Brüdern und ihren Freunden. Oft ist er mit ihnen zu Partys eingeladen und auch viele Reisen haben er und seine Brüder ohne uns Eltern gemacht. Er bewegt sich in der Öffentlichkeit ohne Angst und mit grosser Sicherheit. Er versteckt sich nicht, aber er braucht nach wie vor eine gewisse Hilfestellung.

Inklusion, ein ständiger Prozess

Trotz aller Inklusionsbemühungen der letzten Jahre gibt es trotzdem noch immer eine Scheu und ein gewisses Zögern Vieler, auf Behinderte zuzugehen. Das hat sicherlich auch etwas damit zu tun, dass Behinderte lange Jahre in der Öffentlichkeit kaum vorkamen. Sie waren abgesondert in irgendwelchen Sondereinrichtungen und Schnittmengen zu so etwas wie Öffentlichkeit gab es kaum. Das fängt erst langsam an, sich zu ändern

und es gibt noch immer grosses Unwissen und grosse Unsicherheiten auf beiden Seiten. Uns selbst ging es ja nicht anders. Wir haben uns unsere Betroffenheit ja nicht ausgesucht, sondern sie ist uns passiert.

Man beäugt sich also etwas neugierig und traut sich nicht, aufeinander zu gehen. Wenn es dann doch passiert und die erste Scheu ist überwunden, werden wir oft gefragt, an was für einer Krankheit unser Sohn denn leide. Wir erklären dann, dass er keine Krankheit hat und er leidet auch nicht. Im Gegenteil, er ist in seiner Grundstimmung eher ein sehr heiterer Mensch. Sein Lächeln und Lachen kann ansteckend sein, weil es unverstellt ist und unmittelbar wirkt. Er lebt ein gutes Leben, seine Tage sind ausgefüllt. Von Montag bis Freitag arbeitet er in einer Werkstatt der Diakonie Stetten und wohnt in einer betreuten Wohngruppe mit weiteren drei Mitbewohnern. Es beruhigt uns zu wissen, dass er sich dort wohl fühlt. Er hat sein eigenes Zimmer, das mit zum Teil eigenen Möbeln und Gegenständen nach seinen Wünschen eingerichtet ist.

Aber er braucht nach wie vor Hilfe bei ganz banalen Dingen des Alltags, beim Anziehen, bei der Körperhygiene und vielen anderen Dingen, obwohl er dazu körperlich durchaus in der Lage wäre. Es ist eines der ungelösten Rätsel, die die Erscheinung Autismus noch immer umgeben. Trotzdem der Begriff in den letzten Jahren immer mehr Öffentlichkeit gefunden hat, ist das Phänomen Autismus noch immer kaum erforscht. Dass man heute

nicht mehr von Autismus spricht, sondern vom autistischen Spektrum, zeigt, wie gross die möglichen Erscheinungsformen dieses Phänomens sein können. Es gibt den einen Schlüssel zum Verstehen dieses komplexen Phänomens einfach nicht. Sogar wenn man ihn je fände, würde sich für die Betroffenen und ihrer Realität nicht sehr viel ändern. Aber was gelingen kann, dass man die Realität ein wenig dem Autismus anpasst.

Behinderung akzeptieren

Auch wir selbst haben hier viel dazugelernt. Anfangs glaubten wir noch Autismus sei so etwas wie eine Krankheit, eine Behinderung, die man durch geeignete Therapien heilen können müsste. Mit den Jahren aber mussten wir lernen, dass Autismus nicht geheilt werden kann und wir mussten lernen es zu akzeptieren. Das war auch für uns ein langer und mitunter schwieriger Prozess.

Wir mussten lernen, dass es andere Lebensentwürfe gibt, als die, die wir seither für unsere Kinder im Kopf hatten und die mit den dann eintretenden Realitäten so oft nichts zu tun haben. Wir mussten lernen, dass die Wertigkeit des Lebens sich nicht an beruflichem Erfolg, einer geglückten Karriere oder an der Akkumulation von materiellem Reichtum bemisst, sondern am Leben selbst. Der Wert des Lebens ist das Leben selbst und ein gutes Leben bedeutet auch Teil einer Gemeinschaft zu sein,

die es zulässt, dass sich individuelles Leben nach seinen Möglichkeiten entwickeln kann.

Inklusion als Normalität

Voraussetzung dazu ist Teilhabe und Inklusion. Das ist mitnichten ein Ideologiestück, als das es von Teilen der AfD diffamiert wird, sondern eine Selbstverständlichkeit. Es zeugt von Verachtung für das Leben, wenn man nicht zulassen möchte, dass sich das Leben bei bestimmten Personen überhaupt erst entwickeln kann. Wasmaßen sich hier Leute an, die bestimmen wollen, wer dazugehört und wer nicht.

Inklusion und die AfD

Wie sähe denn nun die Alternative der Alternative für Deutschland aus, wenn das Ideologiestück Inklusion tatsächlich, wie von ihnen angekündigt, beendet werden würde: Es gäbe keine behinderten Schüler an den bekannten Regelschulen mehr. Behinderte wären wieder weitgehend aus den öffentlichen Räumen ausgeschlossen und unsichtbar gemacht. Stattdessen wieder konzentriert in Sonder-Anstalten, weitgehend abgeschnitten von öffentlicher Teilhabe, bestenfalls satt und sauber gehalten und wegen mangelnder persönlicher Zuwendung mit Psychopharmaka sediert, damit die Pflegeleistungen einfacher und

kostengünstiger gestaltet werden können. Es wäre für die Betroffenen ein Leben, das auf jeden Fall schlechter wäre, als es sein könnte. Es wäre ein doppelt behindertes oder verhindertes Leben. Es gibt noch immer Menschen, die sagen, ein solches Leben wäre nicht sehr lebenswert. Wenn man an diesen Wörtern noch ein bisschen weiterkonjugiert, dann steht er plötzlich da, der altbekannte Begriff. Das Wort „Lebensunwertes Leben“. Ein Leben, dass keinen Wert mehr hat, weder für die Gesellschaft, noch für die Betroffenen selbst. Führt man das Nachdenken darüber konsequent weiter, so drängt es sich dann fast auf, daraus zu schlussfolgern, was keinen Wert hat, sollte auch nicht existieren, könnte, sollte eliminiert werden.

Lernen aus der Geschichte?

Diese Konsequenz wurde schon einmal gezogen. Zwischen 1939 und 1940 wurden allein in Süddeutschland über 10800 überwiegend geistig und mental behinderte Menschen umgebracht, nur weil man glaubte, dass diese Menschen nur noch eine Belastung der Gemeinschaft seien. Man hielt es nicht für angebracht und sah keinen Grund, diese Belastung zu tragen. Man sah in ihnen nur noch unnütze Esser.

So wurde ein geheimer Plan gemacht. Auf dem Gelände der Burg Grafeneck bei Reutlingen wurde eigens eine als Baracke getarnte

Gaskammer mit angeschlossenen Krematorien errichtet. Aus dem ganzen süddeutschen Raum wurden die ausgewählten Personen aus den „Pflegeeinrichtungen“ mit grauen Bussen dorthin transportiert. Allein aus der Diakonie Stetten wurden innerhalb nur eines Jahres 246 behinderte Menschen nach Grafeneck gebracht. Hätte mein Sohn damals schon dort gelebt, wäre er mit Sicherheit einer von ihnen gewesen. Er wäre fröhlich lächelnd in einen der grauen Busse gestiegen, vielleicht eine kleine Abwechslung des öden Anstaltsalltags erwartend. Durch die schöne schwäbische Landschaft wäre er mit nach Burg Grafeneck gefahren. Dort hätte der Bus dann direkt vor der Baracke gehalten. Eine kleine Dusche, bevor es dann weitergehen sollte. Aber es war keine Dusche. Wenig später wäre er tot gewesen. Seinen Körper hätte man verbrannt. Später hätten wir dann ein offizielles Schreiben der Diakonie Stetten bekommen, in dem uns mitgeteilt worden wäre, dass unser Sohn leider an einer Lungenentzündung plötzlich gestorben wäre.

Liegt die Vergangenheit zu weit zurück?

Natürlich möchte man jetzt einwenden, das, was damals geschehen ist, kann sich heute unmöglich wiederholen. Zu gross ist hier die Öffentlichkeit. Aber auch damals wurden diese Vorgänge peinlichst geheim betrieben, von einem eingeschworenem Personenkreis, von denen einige auch nach dem Krieg in der Bundesrepublik im Gesundheitswesen

noch beachtliche Posten bekleideten. Nur sehr zögerlich wurde aufgedeckt, was damals geschehen war. Mit der Aufarbeitung dieser Vergangenheit glauben dann sehr viele Betroffene, dass sich so etwas unmöglich wiederholen könne. Auch ich wäre gerne so gutgläubig, was ich war, aber heute nicht mehr sein kann. Vergangenheitsbewältigung ist ja für die AfD offensichtlich ebenfalls ein Ideologiekonstrukt. Dort wünscht man sich eine hundertachtzig Grad Wende der Erinnerungskultur, spricht über diese Zeit von einem Fliegenschiss der Geschichte, fantasiert über einen Gesellschaftsumbau, bei deren Realisierung es wohltemperierte Grausamkeiten bräuchte.

Wie muss man denn dann solche Äußerungen verstehen: Fliegenschiss der Geschichte, hundertachtzig Grad gewendete Erinnerungskultur, wohltemperierte Grausamkeiten, die man anwenden möchte. Früher war ich noch geneigt, das für eine provokative Attitude zu halten, von Leuten, die sich ihren Redestil, sowohl verbal als auch körpersprachlich, aus alten Wochenschauen aus der Nazivergangenheit abgeschaut haben und ganz berauscht davon sind, dass dieser Duktus bei bestimmten Menschen noch immer Wirkung zeigen kann. Er funktioniert leider immer noch und immer wieder. Es ist das Bild, wir hier, dort die anderen, die vermeintlich etwas haben, was uns gehört. Diese zur Schau gestellte Empörung darüber. Wir holen uns unser Land zurück. Wenn man etwas zurückholen möchte, dann suggeriert man, dass es andere gibt, die etwas zu unrecht beanspruchen:

Rechte, Ansprüche, Anteilnahme. Wenn man es von denen zurückholt, sollen es die anderen nicht mehr haben, also keine Rechte, Ansprüche und keine Anteilnahme. Letztendlich ist das eine Ideologie, die ausgrenzt, ganze Bevölkerungsgruppen entgrenzt, entrechtet und ins Abseits stellt.

Hoffnung macht, dass es mehr und mehr Menschen gibt, die sich gegen diese Ideologie der Ausgrenzung wenden und endlich auch ihre Stimme erheben, die in der Lage sind, ihre Vorstellungen von einem Miteinander zu formulieren und zu realisieren. Es gibt aber Gruppen, die dazu nicht in gleicher Weise in der Lage sind und dazu zählen Menschen, wie mein Sohn und viele Andere, für die die tägliche Bewältigung ihres Daseins schon eine grosse Leistung darstellt. Für mich sind das die wahren stillen Helden des Lebens. Trotz aller Behinderung und gegebenen Einschränkung ein gutes mit ausreichend Glücksmomenten durchsetztes Leben führen.

Diese Helden müssen weiter unterstützt werden.